



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Der Befähigungsnachweis der akademisch Gebildeten

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

und gehört, manchmal als ein lästiger Zwang empfunden werden mag. Der Arbeiter kann nicht von der Aufgabe entbunden werden, sich selbst sein Auskommen zu sichern; er ist bei ernstlichem Willen hierzu auch imstande, und wenn er diese Pflicht versäumt, kann ihm kein entsprechender Ersatz durch fremde Hilfe geboten werden. Aber daß diese Pflicht so oft versäumt wird, daran tragen leider Standesvorurteile, die von den Bessergestellten zuerst gepflegt wurden und nach unten hin ansteckend wirkten, einen großen Teil der Schuld. Das oben erwähnte Mißverhältnis in der Verteilung der Arbeitskräfte auf die einzelnen Arbeitsfächer wäre nicht entstanden, wenn der Stand des Arbeitenden und Dienenden mehr geachtet würde. Dieser Stand selbst würde dann auch besser, leistungsfähiger, treuer sein, denn ihm würden solche Arbeitskräfte zufließen, die sich jetzt aus falschem Ehrgefühl von ihm fernhalten. Nicht durch gesetzlichen Zwang, nur durch Einwirkung auf die Gesinnung der Menschen wird man gründlich bessern. Zeigt es sich doch auf dem Gebiete der praktischen Gesetzgebung, wie unzulänglich solch gesetzgeberisches Eingreifen ist. Wir brauchen die schlichte, demütige Gesinnung, die das Arbeiten und Dienen nicht als entehrend ansieht. Wir brauchen aber auch bei den obern Ständen mehr Achtung vor der Arbeit und ein kräftigeres Bewußtsein von der allgemeinen menschlichen Verpflichtung zur Thätigkeit. Weil ich über diese vorbildliche Pflicht so früh Belehrung empfing, weil ich die Liebe zur Arbeit um ihrer selbst willen mit ihren wohlthätigen, segensreichen Wirkungen so früh kennen lernte, wage ich getrost, dies eine, was noththut, jedem verfehlten Reformeifer entgegenzustellen, und noch heute erinnere ich mich gern des Wortes, das ich so früh vernahm, wenn es mir damals auch nicht angenehm klang: „De Sung mut wat nützliches dohn.“



## Der Befähigungsnachweis der akademisch Gebildeten

**F**or einiger Zeit gingen durch die Zeitungen Klagen und Mahnungen, die hochangesehene Universitätslehrer im Kolleg über das geringe wissenschaftliche Streben vieler Studenten geäußert hatten. Jeder Kundige und Verständige konnte die ernstesten Worte nur mit aufrichtiger Freude lesen und mit dem Wunsche, daß sie die verdiente Beherzigung finden möchten. Das Übel, gegen das sie gerichtet waren, besteht thatsächlich, und wahrhaftig nicht zur Zierde und Ehre unsrer Hochschulen. Aber es ist ihm schwer abzuhelpfen. Bloße Mahnungen



for einiger Zeit gingen durch die Zeitungen Klagen und Mahnungen, die hochangesehene Universitätslehrer im Kolleg über das geringe wissenschaftliche Streben vieler Studenten geäußert hatten. Jeder Kundige und Verständige konnte die ernstesten Worte nur mit aufrichtiger Freude lesen und mit dem Wunsche, daß sie die verdiente Beherzigung finden möchten. Das Übel, gegen das sie gerichtet waren, besteht thatsächlich, und wahrhaftig nicht zur Zierde und Ehre unsrer Hochschulen. Aber es ist ihm schwer abzuhelpfen. Bloße Mahnungen

und Warnungen, mögen sie auch noch so berechtigt sein und von noch so angesehener Stelle kommen, werden wenig ausrichten, solange man nicht daran geht, die letzten Ursachen aufzusuchen und zu beseitigen. Diese liegen aber natürlich auf vielen Gebieten. Eine bedeutende Rolle, eine größere, als man anzunehmen pflegt, spielen dabei die Mängel des Prüfungswesens. Daß solche Mängel vorhanden sind, wird allgemein anerkannt, aber wirksame Mittel und Wege zur Abhilfe sind noch zu suchen.

Die nachfolgenden Vorschläge möchten einen Beitrag zur Lösung dieser Frage liefern. Sie sind nur aus der Beobachtung der Zustände, nicht durch Theoretisiren entstanden, haben sich dem Verfasser während seiner nun schon eine Reihe von Jahren zurückliegenden Studienzeit aufgedrängt, scheinen ihm aber, soweit er die Entwicklung der Hochschulen verfolgen und weitere Erfahrungen hat sammeln können, auch heute noch nicht veraltet. Zur Beleuchtung der Thatsachen zunächst ein Beispiel.

Vier Abiturienten eines Gymnasiums — nennen wir sie A, B, C und D — beziehen die Hochschule. A berechtigt durch hervorragende Anlagen und ernstes wissenschaftliches Streben, das er mit frischer Jugendlust und regster Teilnahme an gesundem Studentenleben vortrefflich zu vereinigen weiß, zu den besten Hoffnungen. Er muß, wenn alles mit rechten Dingen zugeht, zweifellos seine Studien durch ein vorzügliches Examen abschließen. Auch von B ist gutes zu erwarten. Ausreichend begabt und sehr strebsam, studirt er eifrig in seiner Wissenschaft. Freilich leitet ihn mehr seine Neigung, als daß er streng systematisch arbeitete. Hier und da verliert er sich auch wohl zu sehr ins Einzelne. Jedenfalls macht er sich, soweit das einem Studenten möglich ist, überall in seiner Wissenschaft heimisch. Durch die Rücksicht aufs Examen läßt er sich bei seinen Studien sehr wenig bestimmen; er ist der Meinung, daß ein fleißiger Student auch gut durchs Examen kommen müsse. C hat sich auf der Schule ebenso wenig durch Begabung wie durch Fleiß ausgezeichnet, hat nur mit Mühe seine Abiturientenprüfung bestanden und genießt nun mit vollen Jüngen das, was er als akademische Freiheit betrachtet, bis er sich endlich zur Arbeit aufrafft und ein paar Semester lang aufs Examen losbüffelt. Ähnlich wie er, verbringt D seine Studienzeit; er hofft um so sichrer, durch eifriges Einpauken in den letzten Semestern das Versäumte nachzuholen, als ihm nicht nur seine guten Anlagen zu statten kommen müssen, sondern ihm auch die Art und Weise seiner Vorbereitung ein gutes Bestehen verbürgt. Er hat sich nämlich rechtzeitig und gründlich über alle Examenverhältnisse, über die Examinatoren, ihre Eigenheiten, ihre Lieblingsfragen usw. unterrichtet, und mit Hilfe alles dessen, was dann dem Eingeweihten zu Gebote steht, betreibt er sein „Studium.“

Ziemlich zu gleicher Zeit, Ende des Wintersemesters, unterziehen sich alle der Prüfung; nur B hat gegen seine Erwartung den ersten Termin im Sommer-

semester erhalten und damit leider in seinem Lieblingsfach einen andern Examinator, einen Herrn, dem er weder aus dem Kolleg noch aus den Übungen bekannt ist, der übrigens auch manche für einen Examinanden nicht gerade erfreuliche Eigenschaften haben soll.

In der Prüfung zeigt A vortreffliche Kenntnisse und wirklich wissenschaftlichen Sinn. Aber mit einigen Dingen, die dem Examinator gerade besonders wichtig erscheinen, hat er sich wenig oder gar nicht beschäftigt. Er hat zwar tüchtig und planvoll studirt, aber gerade diese Dinge sind ihm fern geblieben. Er hat sie für weniger wichtig angesehen, und alles kann man ja auch unmöglich in der kurzen Zeit des akademischen Studiums gründlich betreiben. Das war ihm um so klarer geworden, je gründlicher er in andre Gebiete eindrang. Die Universitätszeit kann nur der Vorbereitung und Einführung in das Studium dienen, sie reicht gerade aus, sich zu „orientiren,“ sich wissenschaftliche Methode und ein bestimmtes Maß wissenschaftlicher Kenntnisse anzueignen, aber nicht, ein vollendeter Gelehrter zu werden und alle Zweige des heute so weit verzweigten Wissens mit gleicher Sicherheit zu beherrschen. Ist doch auch der Professor erst nach vieljährigem Studium imstande, ein Buch zu schreiben, das ein größeres Gebiet einigermaßen erschöpfend behandelt. Einigen Gegenständen, die der Examinand etwas vernachlässigt hat, legt der Examinator unstreitig mit Recht großen Wert bei; über die Wichtigkeit anderer Fragen aber und über das Maß der billig zu verlangenden Kenntnisse läßt sich streiten. Immerhin erhält A noch ein gutes Zeugnis, wenn auch lange nicht ein Zeugnis, wie es nach seiner Begabung und seinem gewissenhaften, planvollen Studium zu erwarten gewesen wäre.

Viel schlechter ergeht es B. Er hat zwar auch fleißig, aber viel weniger geschickt und planmäßig gearbeitet als A. Was schon diesem geschadet hat, tritt bei ihm noch mehr zu Tage. Dazu kommt aber noch manches andre. Er ist dem Examinator völlig fremd, während A dem seinigen wenigstens einigermaßen aus seinen Übungen bekannt war, dieser also sein Urtheil auch darauf gründen können. Sein Examinator ist auch noch unerfahren im Prüfen, versteht es nicht recht, die Fragen zu stellen, daß er sich wenigstens über das vorhandne Wissen des Kandidaten eine einigermaßen richtige Meinung bilden könnte, er fragt viel nach unwesentlichen, abgelegnen Dingen. Außerdem ist er den Tag bei besonders schlechter Laune. Und zu alledem ist B selbst den Tag über nicht in der rechten Verfassung. Das übermäßige Arbeiten in den letzten Wochen hat ihn körperlich heruntergebracht, und je länger die Quälerei des Examens dauert, desto mehr machen sich die Wirkungen der Abspannung geltend; für die einfachsten Dinge läßt ihn sein Gedächtnis im Stich. So besteht auch er in seinem Lieblingsfache nur mit „genügend.“

C fällt durchs Examen, wie er es verdient, da sich sein Wissen auf allen Gebieten trotz des zuletzt noch mühsam Eingepaukten in wesentlichen wie in

unwesentlichen Dingen als gar zu lückenhaft erweist und von wissenschaftlichem Sinne bei ihm kaum etwas zu spüren ist.

Am besten besteht D. Vortrefflich beantwortet er alle ihm vorgelegten Fragen, weiß auch wissenschaftliche „Probleme“ geschickt zu erörtern, auf alle Fragen einzugehen und sie nach allen Seiten hin zu beleuchten, so wie es von dem Prüfenden selbst im Kolleg und in Büchern geschehen ist, oder wie es in Schriften, die von dem Examinator besonders empfohlen zu werden pflegen, zu lesen ist. Philosophie hat er zwar nur nach einem Compendium getrieben, außerdem das von seinem Examinator verfaßte Buch über einen bekannten Philosophen durchgearbeitet. Aber das Gelernte, vor allem auch gewisse Wendungen weiß er so geschickt anzubringen, daß es nachher in seinem Zeugnis heißt, er habe sich augenscheinlich mit philosophischen Studien viel und eingehend beschäftigt und es zu einer sehr anererkennungswerten Schulung im philosophischen Denken gebracht. Er erhält über seine Kenntnisse wie über seine wissenschaftliche Befähigung ein vorzügliches Zeugnis.

Diese Beispiele, die nur als Haupttypen gewählt sind, lassen sich mit allerhand Schattirungen ins Unendliche vermehren. Aber man wird nicht leugnen können, daß sie aus dem Leben gegriffen sind, und nicht behaupten können, daß sie ein Bild vortrefflicher Exameneinrichtungen gäben. Sie enthalten die Kritik der bestehenden Zustände in sich selbst.

Ein Examen, einen Befähigungsnachweis kann der Staat für seine Beamten und kann im Grunde auch das sogenannte praktische Leben nicht entbehren. Aber läßt sich denn wirklich keine bessere Form finden, als die gegenwärtig bestehende?

Natürlich können nicht die Examinatoren für die geschilderten Verhältnisse verantwortlich gemacht werden. Gewiß haben auch sie ihre menschlichen Mängel, und der eine ist mehr befähigt, sachgemäß, verständig und geschickt zu prüfen als der andre. Die Wurzel des Übels liegt in der Form des Examens, in den ganzen akademischen Prüfungseinrichtungen, da ja der Examinand von dem Examinator darnach beurteilt werden soll, wie er diesem in dem Zusammensein von etwa einer Stunde erscheint. Aus dieser kurzen Unterhaltung soll die ganze Leistungsfähigkeit des Examinanden, das Ergebnis seiner jahrelangen Studien festgestellt werden. Und dabei hängt vielleicht seine ganze Zukunft davon ab, wie er aus dem Kreuzfeuer der Fragen hervorgeht, die stundenlang von den sich ablösenden Examinatoren an ihn gerichtet werden. So angreifend das für ihn sein mag, er hat die innere Erregung ebenso zu überwinden wie die Abspannung, die sich vielleicht infolge des unausgesetzten Arbeitens während der letzten Wochen bei ihm eingestellt hat. Wird da auch der geschickteste Examinator immer ein zutreffendes Bild seines Wissens gewinnen können? Jedenfalls wird es ihm ein willkommenes Hilfsmittel zur vervollständigung seines Urteils sein, wenn ihm der Examinand nach seinen

Fähigkeiten und Leistungen auch schon anderweit bekannt ist, wenn er ihn vielleicht in seinen Übungen als einen tüchtigen Studenten hat kennen lernen.

Wäre es nun da nicht richtiger, diesem letztern Wege, sich über die wissenschaftliche Bildung des Kandidaten zu unterrichten, auch für die Prüfung eine offizielle Bedeutung beizulegen, ja darauf eine neue Prüfungsordnung aufzubauen, die ohne Zweifel gerechter wäre? Die Übungen, wie sie gegenwärtig bestehen, müßten dann nur zweckentsprechend ausgebildet werden. Das ist aber auch aus andern Gründen wünschenswert; es würde nicht bloß dem Prüfungsverfahren, sondern auch der ganzen Art des Studiums zu gute kommen, in vieler Hinsicht segensreich wirken und manches, was heute im akademischen Leben als Mangel empfunden wird, beseitigen helfen.

Der Unterricht an den Hochschulen verfolgt ein doppeltes Ziel: erstens Einführung in die Methode, wissenschaftliche Erkenntnis zu gewinnen, Anleitung zum wissenschaftlichen Denken und Arbeiten, zweitens Übermittlung einer bestimmten Summe wissenschaftlicher Kenntnisse, als der Grundlage dessen, was für den spätern Beruf unentbehrlich ist, beides aber, nicht etwa nur das letztere, als Vorbereitung für ein ersprießliches und befriedigendes Wirken im praktischen Leben. Dem ersten Zweck dienen jetzt namentlich die Seminarier oder Übungen, dem andern die Kollegien, daneben auch vereinzelt sogenannte Kolloquien, Repetitorien, Examinatorien usw.

Aber auch Kreise, die der Hochschule nicht angehören, haben gewissermaßen in Wettbewerb mit ihr die Übermittlung positiven Wissens in ausgedehntem Maße übernommen und diese Unterrichtsthätigkeit vielfach zu einer förmlichen Industrie ausgebildet. Besonders in der juristischen Fakultät sucht sich ein sehr großer Teil der Studenten lieber bei sogenannten Einpaukern als durch den Unterricht an der Hochschule das Wissen anzueignen, das sie in ihren Beruf mitbringen sollen. Wie die Dinge liegen, kann man diese Thatsache wohl begreiflich finden; als erfreulich wird man sie schwerlich bezeichnen können. Ohne Zweifel tritt in ihr ein Mangel der akademischen Einrichtungen zu Tage. Die Wurzel des Übels aber liegt vor allem in den Prüfungsordnungen und zugleich in einer Lücke des akademischen Unterrichts, die früher nicht empfunden worden sein mag, sich aber gegenwärtig, unter andern Verhältnissen, fühlbar macht.

Wie zu den Kollegien für die Einführung in die Methode des Studiums die Seminarier hinzugetreten sind, so fordert auch die Übermittlung des Wissensstoffes, zumal bei seiner heutigen Zersplitterung, noch eine neue Unterrichtsform neben den Kollegien, die dadurch keineswegs überflüssig werden, sondern erst wieder zu ihrem vollen Rechte kommen sollen. Seminar und Kolloquium (Examinatorium, Besprechung, Privatissimum, oder wie man die neue Einrichtung nun nennen mag) würden sich zugleich vortrefflich eignen — und die bestehenden Examenverhältnisse drängen geradezu darauf hin —, auch für das

Prüfungsverfahren nutzbar gemacht zu werden. Der Befähigungsnachweis müßte nach diesem Verfahren dann als geführt gelten, wenn sich der Kandidat darüber ausgewiesen hätte, daß er neben den Kollegien eine bestimmte Anzahl 1. von Seminarien, 2. von Kolloquien mit Erfolg (mit gutem Erfolg, mit ausgezeichnetem Erfolg) besucht hat. Hier könnte ein Zeugnis (Testat), das bei den Kollegien weiter nichts als deren Annahme feststellt, hohe Bedeutung gewinnen. Das Zeugnis über erfolgreiche Teilnahme an solchen Übungen würde die Bürgschaft bieten, daß sich der Student auf dem Gebiete seiner Wissenschaft über den Besitz eines bestimmten Wissens ausgewiesen hat. Dementsprechend könnten und müßten die Übungen eingerichtet werden. Ich denke mir die Sache so.

Das ganze Gebiet einer Fachwissenschaft wird in bestimmter Weise eingeteilt. In jedem Kolloquium ist ein Teil davon zu behandeln, und das Examen gilt für abgelegt, wenn für alle diese Teile der Fachwissenschaft Zeugnisse über Kolloquien beigebracht sind. Soweit das nicht der Fall ist, d. h. für die, die sich ganz oder teilweise auf Kolleg und Privatstudium beschränkt haben, ist in alter Weise die Prüfung vorzunehmen. Dadurch wird zugleich die Freiheit des akademischen Studiums gewahrt und auch denen, die keine Kolloquien besuchen wollen oder aus irgend einem Grunde keine besuchen können, die Möglichkeit gelassen, eine Prüfung abzulegen. Sicherlich wird sich die Praxis so gestalten, daß die meisten den Kolloquien den Vorzug geben werden. Schon der Gedanke und das beruhigende Gefühl, mit jedem Semester einen Abschnitt des Studiums auch wirklich hinter sich zu haben und nicht immer das Schreckgespenst des Examens während der ganzen Studienzeit vor Augen haben zu müssen, wird, abgesehen von allen andern Vorzügen, viele zur Teilnahme an diesen Übungen veranlassen, die Übungen selbst aber werden vielleicht auch manchen eher über seine wirklichen Fähigkeiten belehren und Unfähige rechtzeitig vom Weiterstudium abschrecken.

Die Kolloquien selbst wären etwa in folgender Weise einzurichten. Ähnlich wie bei den Seminarien findet aller acht Tage eine zweistündige Sitzung zu wissenschaftlicher Besprechung statt. Der leitende Universitätslehrer teilt sich vorher den ganzen Stoff, der im Laufe des Semesters zur Besprechung kommen soll, gleichmäßig ein. Vor jeder Sitzung bereitet er das Maß des zu Besprechenden derart vor, daß innerhalb des bestimmten Rahmens nichts wesentliches unerörtert bleibt, aber auch nichts zu eingehend auf Kosten anderer Punkte behandelt, alles weitere aber dem Privatstudium (Kolleg und Lesen) nach Zeit, Reigung und Begabung des Einzelnen überlassen wird. Dies hätte zugleich den Vorteil, Lehrende wie Lernende zu der in unsrer Zeit besonders notwendigen Konzentration zu erziehen; sie würden angehalten werden, sich zu beschränken und sich nicht ins Uferlose zu verlieren. Über das in jeder Sitzung durchgenommene wäre von allen Teilnehmern zum nächsten mal ein kurzes

Referat auszuarbeiten, das alles wesentliche enthielte; dies wäre in der ersten Stunde nach Aufruf des Leitenden von einem oder mehreren frei vorzutragen, dann von der Gesamtheit zu kritisieren. Dadurch würde zugleich die Fähigkeit, frei zu sprechen, die heute für den akademisch Gebildeten in jeder Stellung notwendig ist, gefördert werden. Von Zeit zu Zeit wären sämtliche Referate einzusammeln und abwechselnd mit besonders noch zu stellenden kleinern schriftlichen Aufgaben zu Hause von dem Leitenden zu verbessern. Dies würde es ihm erleichtern, sich ein Urteil über die Leistungen der Teilnehmer zu bilden. Damit ihm die Arbeit nicht zu viel würde, könnte er die Korrektur für gewöhnlich durch die Teilnehmer selbst besorgen lassen, doch so, daß er einzelne nachprüfte. Einmal im Semester müßte er aber die Korrektur selbst ganz übernehmen. Während so die erste Stunde der Wiederholung des vorigen gewidmet wäre, würde dann in der zweiten das neue Pensum zu besprechen sein. Der Stoff könnte etwa so behandelt werden, daß ein oder mehrere bedeutende wissenschaftliche Werke, die das im Laufe des Semesters zu Erörternde zusammenfassend darstellen, zu Grunde gelegt würden und jeder Teilnehmer zu den einzelnen Sitzungen einen bestimmten Abschnitt zu Hause durchzustudieren hätte; das würde sich mehr empfehlen, als daß es jedem überlassen bliebe, wie er sich für das in einer Sitzung zu behandelnde Kapitel vorbereiten will. Jedenfalls würde hier die Erfahrung bald den richtigen Weg weisen.

Zum Schluß könnte vielleicht in einem siebenten und nötigenfalls achten Semester in einem halb- oder ganzjährigen Kolloquium das ganze Gebiet der Fachwissenschaft noch einmal zusammenfassend durchgesprochen werden, vielleicht unter bestimmten höhern Gesichtspunkten, oder wie es sonst dem Leitenden am zweckdienlichsten erscheint.

So würde z. B. das Examen in Geschichte etwa dann für abgelegt gelten können, wenn der Examinand die Zeugnisse über erfolgreiche Teilnahme an folgenden Kolloquien beibrächte: 1. orientalische Geschichte; 2. griechische Geschichte; 3. Geschichte des Hellenismus; 4. römische Geschichte bis zum Jahre 31; 5. römische Kaiserzeit; 6. Mittelalter; 7. Übergangszeit; 8. Zeit der Reformation und Gegenreformation; 9. Zeitalter des Absolutismus; 10. Revolutionszeitalter; 11. neueste Zeit; 12. preussische Geschichte. Vorausgesetzt ist dabei, daß innerhalb des Rahmens eines jeden dieser Kolloquien die betreffenden Hilfswissenschaften, wie Quellenkunde, Verfassungs- und Kulturgeschichte usw. entsprechend mitbehandelt worden sind. Ferner müßte durch Zeugnis über erfolgreiche Teilnahme an Seminarien nachgewiesen werden, daß der Examinand auf je einem Gebiete der alten wie der mittlern und der neuern Geschichte quellenkritische Studien getrieben, alle für Forschung und Quellenkritik charakteristischen Zeiten kennen gelernt und sich mit den entsprechenden Hilfswissenschaften (Schrift- und Archivwesen usw.) genügend bekannt gemacht hat.

Was im einzelnen zu fordern wäre, müßten für jedes Fach besonders

auszuarbeitende Examenbestimmungen festsetzen. Im Anschluß daran würden u. a. für das höhere Schulfach die Anforderungen am besten dahin geändert werden, daß die sogenannten Nebenfächer aufgegeben würden; wenn man sich dazu nicht entschließen könnte, müßten wenigstens für sie besondere Examinatoren eingerichtet werden, die in einem Semester ein weit größeres Gebiet als die der Hauptfächer behandelten.

Was die Zahl der Teilnehmer an diesen neuen Übungen angeht, so könnte sie natürlich nur beschränkt sein und dürfte etwa zwanzig nicht übersteigen, sonst würde es dem Leiter nicht möglich werden, die Einzelnen genauer kennen zu lernen. Die Abhaltung der Kolloquien müßte jüngern akademischen Lehrern, die ja davon selbst noch Gewinn für ihre Weiterbildung haben würden, zur Pflicht gemacht, ältern freigestellt werden.

Bei dieser Einrichtung bliebe nur die Notwendigkeit, sich über seine Kenntnisse auszuweisen; dagegen schwände die ungünstige Einwirkung, die das am Ende der Studienzzeit drohende Examen unleugbar bei vielen auf den ganzen Gang des Studiums ausübt. Die Prüfung würde mit dem Studium selbst abgelegt werden. Die Freiheit des Studirens und die Lust daran würde viel mehr zu ihrem Rechte kommen als bisher. Neben der Aneignung dessen, was die Examenbestimmungen als das mindeste Maß fordern müssen, würde auch die Vertiefung des Wissens nach eigener Neigung leichter möglich sein. Diesem freien Studium und zugleich der Vorbereitung für die Kolloquien würden dann neben der häuslichen Arbeit die Kollegien dienen. Diese würden nach wie vor unentbehrlich bleiben, ja erhöhte Bedeutung gewinnen; den Nachteilen, die sie bisher leicht mit sich brachten, würde entgegengewirkt und dadurch eher ermöglicht werden, daß sie auch wirklich den Gewinn brächten, den sie bringen können und sollen. Das im Kolleg gehörte würde im Kolloquium in gemeinschaftlicher Thätigkeit und unter bestimmten Gesichtspunkten verarbeitet und fruchtbar gemacht werden. Dadurch würde der Nachteil, den die beim Anhören der Vorlesung geübte einseitig rezeptive Thätigkeit so leicht mit sich bringt, vermieden werden. Der bloßen Stoffaufnahme träte die nun in den Kolloquien zu ihrem Rechte kommende Selbstthätigkeit ergänzend zur Seite. So würde am besten der Gefahr des bloßen Nachsprechens, des jurare in verba magistri begegnet werden. Kritik und eignes Denken, bisher ja auch gewiß von einzelnen allein und im Gespräch mit andern geübt, würden so am einfachsten in geordnete Bahnen gelenkt werden, und durch gegenseitige, von einem Sachkundigen geleitete Aussprache, die dem Einzelnen und dem Zufall nicht zu viel überläßt, würde gesundes wissenschaftliches Denken und Streben gefördert werden. Nun erst würde zu erkennen sein, wie weit der Student das durch Privatstudien und Kolleg aufgenommene auch wirklich in sich verarbeitet und zu seinem geistigen Eigentum gemacht hat.

Und wie der Gefahr einer einseitig rezeptiven Thätigkeit, würde auch der

der Zersplitterung entgegengearbeitet werden. Durch die Kolloquien würde eine gleichmäßige Verteilung des während der Studienzzeit zu bewältigenden Wissensstoffes erreicht werden. Studien, die sich zu sehr ins einzelne verlieren, oder die dem Fach fern liegen, nur besondrer Neigung entsprechen und, wenn in mäßigem Umfang getrieben werden, die Gesamtbildung zu fördern geeignet sind, könnten sich nicht mehr so leicht auf Kosten der Fachwissenschaft in den Vordergrund drängen. Das Studium erhielte bei bestimmt begrenztem Umfange feste Bahnen und klar erkennbare Ziele, und zwar leichter als durch die bisher vorgeschlagenen von der Fakultät zu verkündenden Studienpläne. Zu alledem kommt aber noch etwas sehr wichtiges: das Gefühl fortzuschreiten, eine Stufe der Weiterbildung nach der andern nicht nur zu erreichen, sondern auch gleich durch Zeugnis als erledigt für das Examen ansehen zu können, würde die Arbeitsfreudigkeit und damit auch die Arbeitskraft wesentlich heben. Dagegen würde dem Übelstande vorgebeugt werden, daß sich ein großer Teil der „wissenschaftlichen“ Ausbildung bei vielen in die Einpauszeit vor dem Examen zusammendrängt.

Mit der Arbeitsweise der Schulen, wie es dem oberflächlichen Beurteiler erscheinen mag, wäre die Thätigkeit der Kolloquien durchaus nicht zu vergleichen. Dort wird der Schwerpunkt der Arbeit in die Unterrichtsstunde verlegt, hier müßte er in dem selbständigen Studium des Einzelnen liegen die Kolloquien sollen dafür nur die Wege weisen und die Maße bieten; in ihnen soll es nur seinen Ausgangs- und Brennpunkt, seine fortwährende Anregung und Kritik finden. Wohl aber wäre dann ein besserer Übergang von dem schulmäßigen Lernen zum akademischen Studium gegeben, die heute anerkanntermaßen durch eine große Kluft von einander getrennt sind. An die Formen der Schule würden sich mit freierer, ihrem Geiste entsprechender Gestaltung die der Hochschule leicht anschließen. Und wahrlich nicht auf Kosten ihres Wesens und der akademischen Freiheit: an die Stelle der bisherigen Regel- und Zügellosigkeit des akademischen Studiums würde die wahre Freiheit treten, die nur durch geeignete Ordnungen bestehen kann. So würde ein gleichmäßiges, durch den Rahmen der festgesetzten Zeit beschränktes Studium und ein darauf sich gründendes Maß wissenschaftlicher Ausbildung verbürgt und ein fester Unterbau gewonnen werden, der später entsprechend weiter ausgebaut werden könnte.

Wenn Kolleg und Seminar in der vorgeschlagenen Weise durch das Kolloquium ergänzt würden, so würde durch das Zusammenwirken aller drei Einrichtungen, abgesehen von dem großen Gewinn für das Studium selbst, eine bessere Form für die Prüfung der künftigen Staatsbeamten geschaffen, und eine viel größere Sicherheit des Befähigungsnachweises erreicht sein. Die Vorteile würden überall zu spüren sein. Die Schule z. B. würde nicht nur zuverlässigere Zeugnisse für ihre Lehrer erhalten, auch die Lehrer selbst würden

durchweg eine bessere Ausbildung genießen, und so würde damit zum Teil auch die vielumstrittne Schulfrage, deren Lösung wesentlich mit auf diesem Gebiete liegt, erledigt werden. Aber nicht nur für die staatlichen Berufe würde die neue Einrichtung von Wichtigkeit sein, auch Privatleute, die auf Staatsprüfungen wenig Wert legen und ihre Beamten nach andern Rücksichten als der Staat auswählen, müßte an einem Nachweis über Studien auf bestimmten Gebieten viel gelegen sein. Die Auswahl der Zeugnisse würde bei ihnen wahrscheinlich eine andre, die Zeugnisse selbst aber könnten ihnen unmöglich gleichgiltig sein. Wie das ganze Studium, so würde auch das Examen eine in gutem Sinne freiere, weniger bürokratische, mehr dem gesamt nationalen Leben und der Mannichfaltigkeit seiner Bedürfnisse gerecht werdende Form gewinnen.



## Leipziger Pasquillanten des achtzehnten Jahrhunderts

**F**ür die Aufgabe der Presse, an unsern gesellschaftlichen Zuständen Kritik zu üben, eine Aufgabe, die, wenn sie freimütig (ohne Furcht), ehrlich (ohne Heuchelei) und anständig (ohne Klatsch- und Skandalsucht) geübt wird, was alles gleich selten geschieht, zu ihren wichtigsten und dankbarsten Aufgaben gehört, war in der Tagespresse früherer Zeiten wenig oder kein Raum. Wer z. B. am Ende des vorigen oder zu Anfang dieses Jahrhunderts gesellschaftliche Mißstände Leipzigs in der Presse geißeln wollte, schickte — wie es ja auch heute noch zuweilen geschieht — Mitteilungen in auswärtige, etwa in Hamburgische Blätter, die in Leipzig gelesen wurden; aber in den Zeitungen der eignen Stadt war über solche Dinge nichts zu finden. Das verhinderte schon die Zensur, der jede Zeitungsnummer vor dem Druck vorgelegt werden mußte. In den dreißiger und vierziger Jahren dieses Jahrhunderts, als die Bewegung für die Pressefreiheit begann und die Zeitungen anfangen, ihren Stoffkreis immer mehr zu erweitern und einen keckern Ton anzuschlagen, änderte sich das schnell. Nicht bloß der redaktionelle Teil der Zeitungen brachte nun immer öfter Mitteilungen und Urteile über das gesellschaftliche Leben — unter anderm begann damals die gewerbmäßige Konzert- und Theaterschreiberei, die jetzt zu einer solchen Landplage ausgeartet ist —, es kam auch die Unsitte auf, kleine höhnische oder spöttische Bemerkungen als bezahlte Inserate in die Zeitungen zu bringen; die Redaktionen druckten sie ab und thaten, als ob sie keine Ahnung hätten, auf wen oder was sich die Inserate bezögen, wenn auch die Zustände, Vorgänge oder Personen, auf die sie anspielten, stadtbekannt waren. Im Leipziger Tageblatt hat dieser